Zeitschrift: Bildungsforschung und Bildungspraxis : schweizerische Zeitschrift für Erziehungswissenschaft = Éducation et recherche : revue suisse des sciences de l'éducation = Educazione e ricerca : rivista svizzera di scienze dell'educazione

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Bildungsforschung

Band: 17 (1995)

Heft: 3

Artikel: Sozialpädagoginnen im Bereich der Erziehung geistig Behinderter

Autor: Stierlin, Max

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-786106

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sozialpädagoginnen im Bereich der Erziehung geistig Behinderter

Beurteilung des Wandels im Berufsfeld, des Berufsbilds, des Berufsverhaltens

Max Stierlin

Die Fachschule für sozialpädagogische Berufe des St.-Josefs-Heims in Bremgarten bildet seit 20 Jahren Heimerzieherinnen für geistig Behinderte aus. Sie hat ihre Absolventinnen zur Berufszufriedenheit, zum Berufsverhalten und zur Beurteilung der Ausbildung aus der Sicht des sich wandelnden Berufsfeldes befragt.

Die Ergebnisse dieser Umfrage zeigen eine gute Identifikation mit dem Beruf und eine positive Einschätzung des Berufsfremdbildes. Im Berufsverhalten (Stellentreue, -wechsel, Teilzeitarbeit...) sind die Absolventinnen eher mit Krankenschwestern als mit Erziehern und Erzieherinnen von verhaltensauffälligen Kindern und Jugendlichen zu vergleichen, wie sie Lanz/Schoch (1985; 1986) untersucht haben. Die mit geistig Behinderten arbeitenden Sozialpädagoginnen – mehrheitlich Frauen – sind sehr berufstreu, arbeiten noch lange oder erneut in Teilzeitstellungen. Die durchschnittliche Verweildauer an einer Stelle entspricht mit etwa 3 Jahren den Ergebnissen von Schoch (1989). Dass dies allgemein für die sozialen Berufe gelten dürfte, wird durch die Erhebung der Krankenschwesternschule Theodosianum in Zürich-Schlieren bestätigt.

In der Beurteilung der erhaltenen Ausbildung werden vor allem eine stärkere Gewichtung der Themen und Inhalte gewünscht, die auf Leitungsaufgaben und auf die Zusammenarbeit mit andern Erzieherinnen und Erziehern und mit Fachleuten inner- und ausserhalb des Heims und den Eltern vorbereiten. Darin zeigt sich ein deutlicher Wandel der Berufsaufgaben und des -bildes. Ferner wird die Zunahme einer schwierigeren Klientel (Verhaltensauffällige, Mehrfachbehinderte) in den Heimen und die Erweiterung des Berufsfeldes auf erwachsene Behinderte deutlich. Diese Beurteilungen aus dem Berufsfeld ermöglichen eine berufsorientierte Planung der Ausbildung.

I. Umfrage und Entwicklungen im untersuchten Berufsfeld

1. Ziele, Themen und Ablauf der Umfrage

Eine Umfrage bei allen Absolventinnen der Fachschule soll Grundlagen für die weitere Schulplanung aus der Sicht des Berufsfeldes und Angaben über das Berufsverhalten liefern

Die Fachschule wurde 1994 zwanzig Jahre alt. Dieses Jubliäum bildete den Anlass für eine Standortbestimmung. Zwar waren Schulstoff und -ziele bereits laufend der Entwicklung angepasst worden, doch konnten dabei die Berufskarrieren der Schulabsolventinnen und die daraus entstehenden Ausbildungsbedürfnisse nur vermutet werden. Auch die Beurteilung der Ausbildung aus der späteren Berufswirklichkeit floss nur durch jene Schulabsolventinnen in die Lehrplangestaltung ein, die als Praktikumbegleiterinnen und Gruppenleiterinnen einbezogen waren. Eine Umfrage bei allen Absolventinnen der Schule sollte nun umfassende Grundlagen für die künftige Ausbildungsplanung aus dem Berufsfeld heraus bringen. Zudem wollte die Leitung der Fachschule das Berufsverhalten der Absolventinnen erheben, denn Mitte der achtziger Jahre hatten die Untersuchungen von A. Lanz und J. Schoch bei den Erzieherberufen einen grossen Wechsel in andere Berufsfelder und eine grosse Fluktuationsrate deutlich gemacht und damit grosses Aufsehen erregt. Nun wollte die Fachschulleitung überprüfen, ob das auch für Sozialpädagoginnen zutreffe, die in Heimen für geistig Behinderte eingesetzt sind.

Themen der Umfrage

Sie wurden von der Schulleitung festgelegt und fokussieren drei Schwerpunkte:

- Ausmass der Berufsmobilität, Berufstreue, Verbleiben im Berufsfeld.
- «Erfolgskontrolle» der Ausbildung durch eine Beurteilung aus der erlebten Berufsrealität. Dazu gehören auch die Beurteilung der Belastung durch die berufsbegleitende Ausbildung und die Berufsvorstellungen vor der Ausbildung im Vergleich mit der Berufsrealität.
- Befindlichkeit im Beruf: Dafür sind die Wahrnehmung und Beurteilung des Wandels im Berufsfeld durch die Betroffenen und das eigene Berufsbild und die Einschätzung des Fremdbildes wichtige Elemente.

Anforderungen an den Fragebogen

Der vierseitige Fragebogen wurde als Brief verschickt, musste somit ohne Hilfestellung oder mündliche Zusatzerklärungen ausgefüllt werden können. Er sollte einfach auszuwerten sein und trotzdem das Querverbinden der Antworten mit dem Jahr des Schulbesuchs, dem Geschlecht und der Funktion im Heim ermöglichen. Wir haben darauf verzichtet, eine Auswertung mit Computerhilfe vorzusehen, denn der dafür nötige Arbeits-, Finanz- und Organisationsaufwand wurde für diese Umfrage als zu gross beurteilt.

Beschränkung der Themen

Damit waren wir in der Themenwahl und bei der Auswertung in der Herstellung von Querverbindungen der Antworten eingeschränkt. Wir haben insbesondere darauf verzichtet, herausfinden zu wollen, welche Motive für die Ergreifung eines sozialpädagogischen Berufes ausschlaggebend waren. Diese Kenntnis wäre natürlich von hohem Interesse, wir erachteten es jedoch als unmöglich, darüber mit den beschränkten Mitteln unserer Umfrage einigermassen verlässliche Angaben zu erhalten. Es zeigt sich allerdings, dass auch Felix Studer (1986) in seiner Arbeit «Motive zum Studium der Behindertenpädagogik» trotz einem viel aufwendigeren Fragebogen und computerunterstützter Auswertung darüber nur wenig Aussagen machen kann.

Der erhoffte Rücklauf wurde erreicht

Die Adresskartei der Ehemaligen hat sich trotz nochmaliger Aktualisierung als nicht vollständig erwiesen. Die Schwierigkeit, die Adressen der Absolventinnen einer Schule bereits nach wenigen Jahren noch zu kennen, ist der Grund, warum es eine solche Umfrage soviele Jahre nach Abschluss der Ausbildung, wie wir sie hier unternommen haben, für Heimzieherinnen bis jetzt noch nicht gibt. Die 146 Fragebogen wurden im Spätherbst 1993 verschickt. Wir erreichten mit einem zusätzlichen Aufruf zum Ausfüllen einen Rücklauf von über der Hälfte (78 Antworten = 53 %). Die Umfrage wurde im Frühjahr 1994 ausgewertet.

Eine Nachbefragung erwies sich als notwendig

Die Umfrage erwies sich in Bezug auf das Berufsverhalten als lückenhaft. Von einer kurzen Nachbefragung im Herbst 1994 erwarteten wir die fehlenden Angaben über den Arbeitsplatzwechsel und die Verweildauer im Beruf. Wir verschickten wiederum 146 Fragebogen und kamen mit den eingetroffenen 65 Antworten auf einen Rücklauf von 45 % mit einer Streuung über alle Jahrgänge der Schule. Der Bericht über die Umfrage wurde im Frühjahr 1995 abgeschlossen. [1]

Zum Verständnis der Ergebnisse dieser Umfrage muss zunächst die Entwicklung der Fachschule für sozialpädagogische Berufe in Bremgarten und und des Berufsfeldes der Heimerziehung geistig Behinderter kurz skizziert werden. Auf dieser Basis werden dann die einzelnen Themen der Umfrage und ihre Ergebnisse erläutert.

1.2. Die Entwicklung der Fachschule für sozialpädagogische Berufe der Stiftung St. Josefsheim Bremgarten AG auf dem Hintergrund des Wandels im Berufsfeld der Sozialpädagoginnen

Neue Möglichkeiten der Erziehung und Förderung von geistig Behinderten

Seit 1960 leistet die Invalidenversicherung Beiträge für die Schulung und Eingliederung von geistig Behinderten. Damit war es möglich, die Betreuung von

geistig Behinderten zu verbessern (Lüthy 1990). Das löste eine grosse Bewegung aus, indem nun Beiträge an Förderung und Therapie ausgerichtet und damit der Aufbau des Sonderschulwesens sowie Um- und Neubauten von Heimen möglich wurden. Die Invalidenversicherung leistet seither auch Beiträge an Ausbildungsstätten für Fachpersonal.

Das hatte auch eine Verbesserung der Situation im St. Josefsheim in Bremgarten zur Folge, die schon äusserlich sichtbar wurde: es wurden ein Schulhaus für die Sonderschule und ein Neubau für schwer geistig Behinderte aufgebaut. 1974 war dieser Heimumbau abgeschlossen. Nachdem nun die Mittel und Voraussetzungen für die Förderung vorhanden waren, konnten auch die sogenannten «Hilflosen», also die schwer geistig Behinderten, nicht bloss pflegerisch, sondern auch heilerzieherisch betreut werden.

Betreuung hiess zunächst «Pflege»

Das Verständnis der Betreuung von schwer geistig Behinderten lag vormals eindeutig auf «Pflege». Das erklärt den anfänglich grossen Anteil der Pflege im Schulplan und in der Arbeit. Zunächst war für das St. Josefsheim das Spital das Vorbild, und die Heimerzieherschule richtete sich nach dem Modell einer Schwesternschule an einem Schulspital aus. Das zeigte sich in der Koppelung der Schule an das Heim und daran, dass die Gruppenleiterinnen häufig ausgebildete Krankenschwestern waren.

Ausbildung von sozialpädagogischem Fachpersonal

In den 70er Jahren stellte man fest, dass auch mit schwer geistig Behinderten Therapie und Erziehung möglich sei. Es wurden dafür methodische Möglichkeiten gefunden, zunächst für das Kindesalter. Dafür war ausgebildetes Fachpersonal nötig, welches aber für die Betreuung von schwer geistig Behinderten noch nicht vorhanden war, denn die bestehenden Schulen für soziale Arbeit und Heimerziehung hatten andere Schwerpunkte als die Betreuung von geistig Behinderten. So entschloss sich die Trägerschaft des St. Josefsheims, selber Fachpersonal zu rekrutieren und auszubilden und gründete die damals «Schule für Heimziehung» genannte Fachschule. Entsprechend dieser Zielsetzung kam zuerst die Mehrzahl der Schülerinnen aus dem St. Josefsheim selbst.

Ausbildungsziele der Fachschule

Die bei der Gründung der Schule formulierten globalen Ausbildungsziele sind bis heute gleich geblieben. Ziel der Ausbildung ist die Vermittlung der für die Ausübung des Heimerzieherberufes notwendigen theoretischen und praktischen Kenntnisse und die Förderung der Erzieherpersönlichkeit.

Der auf den geistig behinderten Menschen ausgerichtete Heimerzieher soll am Ende der Ausbildung fähig sein:
- innerhalb des Heimes eine Gruppe geistig Behinderter selbständig zu führen und zu betreuen,
- die Bedürfnisse Schwerstbehinderter zu erkennen und sie sachkundig zu pflegen,

- sie in Zusammenarbeit mit Therapeuten und Heilpädagogen ihren Möglichkeiten entsprechend ganzheitlich zu fördern,
- die Beziehungen zu Eltern, deren Vertreter, Fürsorgestellen und der Öffentlichkeit insgesamt wachzuhalten und zu intensivieren.

Obwohl die Zielsetzungen gleich blieben, hat doch der Wandel des Berufsfeldes mehrere Anpassungen in Stoffplan und Organisation der Schule nötig gemacht.

Entwicklung der Heime: Von Spitalpflege zu heilpädagogischer Förderung

Das Heim gemahnte in den Anfangszeiten im Innern eher an ein Spital, und auch heute noch gibt es im St. Josefsheim als «Stationszimmer» bezeichnete Räume. Viele Veränderungen brachte der Wechsel zu familienähnlicher Betreuung mit geschlechter- und altersgemischten Gruppen. Mit dem Wechsel von Pflege zu Förderung wurde auch der «Pflegeplan» durch einen Förderungs- und Erziehungsplan ersetzt.

Entwicklung der Heime: Von Familienersatz zur Familienunterstützung

Ein grosser Wandel trat im Verhältnis zwischen Heim und Familie ein. Zunächst betrachtete sich das Heim als Familienersatz: die Elternverantwortung wurde an das Heim abgegeben. Heute sieht man die Aufgabe der Heime darin, die Familie zu stützen in Teilbereichen, während die Eltern die pädagogisch hauptverantwortlichen Bezugspersonen bleiben. Die geistig behinderten Kinder und Jugendlichen sollen in den Ferien und an Wochenenden zu ihrer Familie zurückkehren können. Für die im Heim arbeitenden Heimerzieherinnen bedeutet das mehr Kontakt nach aussen, denn das Umfeld Familie muss nun mitberücksichtigt werden.

Das St. Josefsheim selbst wirkte mehr nach aussen: Es wurde eine Früherziehungsberatung für den Bezirk eingerichtet und für den Besuch der Sonderschule im Externat holen Kleinbusse die Schüler täglich zuhause ab.

Änderungen im Berufsbild: Von der sich aufopfernden Klosterfrau zum sozialpädagogisch ausgebildeten «Profi»

Das St. Josefsheim wurde 1889 gegründet und lange von Ingenbohler Schwestern geführt, wobei zur Betreuung oft noch erwachsene geistig Behinderte als Hilfspersonal eingesetzt wurden. Das Personal des St. Josefsheims wurde daher mit Klosterfrauen identifiziert.

Nun ergab sich eine rasche Vergrösserung der Zahl der eingesetzten Heimerzieherinnen und Therapeuten. Das Bild «Schwester» wurde langsam abgelöst, doch sahen sich die ersten Schülerinnen noch damit konfrontiert. Die ersten Heimerzieherinnen wurden «Fräulein» genannt. Für sie stellte sich das Problem der Professionalisierung mit der Abgrenzung zwischen Beruf und Freizeit/Familie und der Lohnfrage.[2] Die Trennung Heim – Freizeit/Wohnen war noch ungewohnt, denn die Schwestern wohnten bisher auf den Gruppen im Heim, und noch jetzt hat jede Wohngruppe im Zentralbau ein mit «Schwester» angeschriebenes Zimmer.

Entwicklung des Berufsfeldes: Vom «Zulieferer» für die Therapie zur darin Mitwirkenden

In den 80er Jahren ergab sich ein eigentlicher Therapieboom: bekannte Therapien wurden verstärkt eingesetzt, und neue Formen wurden entdeckt und eingeführt.

Zuerst wurde die Therapie und Förderung durch dafür ausgebildete Therapeuten und Heilpädagogen geleistet, während die Heimerzieherinnen nur Zulieferer für die Therapeuten waren und im übrigen eine gute Wohnsituation als Familienersatz aufrechterhalten und allenfalls lebenspraktische Fähigkeiten beibringen sollten. Erst später wurden sie auch in die Therapie und Förderung einbezogen, die sie zunächst fortführen, repetieren und vertiefen, dann jedoch im Rahmen des Erziehungsauftrages zunehmend selbst gestalten. Das hat das Berufsfeld und die Beziehungen darin stark verändert.

Veränderung der Klientel: Zunahme der Schwer- und Mehrfachbehinderten

Der Wandel der Haltung in der Öffentlichkeit gegenüber Behinderten und die verstärkten Integrationsbemühungen haben eine Einstellungsänderung dahin bewirkt, dass diese so weit möglich in ihrem angestammtem Lebensmilieu belassen werden sollten. Im Heim blieben immer mehr nur die schweren Fälle: Mehrfachbehinderte und geistig Behinderte mit Verhaltensstörungen, in Erwachseneneinrichtungen häufig auch psychisch kranke Geistigbehinderte, welche zum Teil aus psychiatrischen Kliniken aus- und in heilpädagogische Einrichtungen eingegliedert werden. Somit ist der Umgang mit der Klientel anspruchsvoller geworden.

Erweiterung des Berufsfeldes auf erwachsene geistig Behinderte

Zunächst mussten die geistig behinderten Kinder und Jugendlichen als Erwachsene in psychiatrischen Kliniken, Pflegeheimen etc. untergebracht werden, weil Anschlussinstitutionen für geistig behinderte Erwachsene fehlten. Erst in den 1980er Jahren wurden für geistig behinderte Erwachsene Methoden für eine agogische Betreuung gefunden. Das führte zum Bau von geschützten Werkstätten, nach dem IV-Gedanken der Eingliederung: die geistig Behinderten sollten nützlich gemacht werden und sich nützlich fühlen können in profitorientierten geschützten Werkstätten, und damit eine gewisse Selbständigkeit im Erwerbsleben bekommen. [3] Für jene, die man nicht in eine Werkstatt einordnen konnte, wurden Beschäftigungsstätten gebaut. Das erweiterte Berufsfeld der Heimerzieherinnen geistig Behinderter umfasst nun auch die geistig behinderten Erwachsenen.

Entwicklung von der heimeigenenen Heimerzieherschule zur Fachschule für sozialpädagogische Berufe

Die Heimerzieherschule hat seit ihrer Gründung ihr Aufgabenfeld erweitert auf andere Heime – zunächst durch die Vorschrift eines Praktikums in einem andern Heim während der Ausbildungzeit. Dann besuchten immer mehr angehende Heimerzieherinnen aus andern Heimen die berufsbegleitende Schule, so

dass heute etwa ein Viertel der Schülerinnen aus dem St. Josefsheim, 3/4 aus andern Institutionen stammen. Das hatte zur Folge, dass die Praxisbegleitung für die Koordination zwischen Schule und den verschiedenen Praxisheimen sorgen musste.

Der Ausbildungsauftrag der Fachschule wurde erweitert auf neue Bereiche im erweiteren Berufsfeld, nämlich die Betreuung von Erwachsenen in Beschäftigungsstätten, und auf andere Heimtypen: Wohnheime von geschützten Werkstätten und Beschäftigungsstätten. Die Fachschule führt heute neben dem dreijährigen berufsbegleitenden Kurs für Heimerzieherinnen zusätzliche Ausbildungsgänge. Es werden zweijährige Kurse für Behindertenbetreuerinnen, Einführungskurse für Spät- und Wiedereinsteigerinnen sowie vermehrt Fortbildungskurse angeboten.

2. Ergebnisse und Kommentare zur Umfrage

Nach der Darlegung der Entwicklungen im Berufsfeld und der Fachschule werden nun die Ergebnisse der Umfrage vorgestellt, von der sich die Schulleitung Hinweise darüber erhoffte, wie die Absolventinnen der Schule Veränderungen im Berufsfeld erleben und welche Folgerungen ihrer Meinung nach für die künftige Ausbildung von Sozialpädagoginnen für geistig Behinderte daraus abzuleiten sind.

2.1. Wie nehmen die Sozialpädagoginnen den Wandel im Berufsfeld wahr?

Der Wandel wird wahrgenommen, aber unterschiedlich beurteilt

Die Antworten zu den Fragen über die Veränderungen der Bereiche und Beziehungen im Berufsfeld zeigen, dass sich die Sozialpädagoginnen bewusst sind, dass sich ihre Arbeit stark gewandelt hat. Früher war es die Aufgabe der Heimerziehung, für die Behinderten eine gute Wohnsituation zu schaffen, aus der heraus diese zu den therapeutischen Spezialisten gebracht wurden. Immer mehr aber wurde es Aufgabe der Sozialpädagoginnen an der Förderung und am Netz der Kontakte mit Fachleuten und Eltern mitzuwirken, das den Behinderten Wohlbefinden, Erlebens- und Handlungsfähigkeit ermöglichen soll: zunächst innerhalb des Heims, dann auch darüber hinaus. Die Heimerzieherinnen sind nicht mehr mit den Behinderten zusammen in einer geschützten Nische, in der sie für eine gute Atmosphäre und alltagspraktische Förderung sorgen, sondern sie knüpfen und pflegen für die Behinderten Kontakte mit Fachleuten, Eltern, Versorgern, den Verwaltungsdiensten etc. Das ist eine neue Herausforderung. Diese kann dann als Überforderung empfunden werden, wenn man den Beruf der Heimerzieherin gewählt hat, weil man sich eine solche Nische auch persönlich wünscht. Viele Bemerkungen zur Veränderung der beruflichen Belastung zeigen, dass solche neuen Aufgaben und Anforderungen auch als zusätzliche Belastungen wahrgenommen werden.

Dass diese neuen Aufgaben im Berufsfeld auch neue Ausbildungsbedürfnisse schaffen, zeigen die entsprechenden Vorschläge und Wünsche, die sich auf den Bereich Führung/ Teamleitung/ Kontakte beziehen.

Gibt es auch in der Sozialpädagogik den vielzitierten «Realitätsschock»?

In der Diskussion über soziale Berufe wird häufig der «Realitätschock» erwähnt, d.h. die Tatsache, dass die Diskrepanz zwischen den Idealvorstellungen der Ausbildung und der erlebten Berufsrealität als entmutigend und enttäuschend erlebt wird. Das lässt sich aus den Antworten in dieser Umfrage aber nicht bestätigen. Dazu dürfte die berufsbegleitende Ausbildungsform wesentlich beitragen.

Anstoss zur Ausbildung als Sozialpädagogin

Drei Viertel aller Antwortenden sagen, der direkte Kontakt zu Behinderten und Heimen oder zu Leuten, die in der Arbeit mit Behinderten stehen, sei der Anstoss gewesen, in die Ausbildung als Sozialpädagogin einzutreten. Dabei zeigen sich unter den verschiedenen Jahrgangsgruppen keine bedeutenden Differenzen.

Erwartete Handlungsschwerpunkte vor der Ausbildung

Wir sind uns bewusst, dass es sehr schwierig ist, nachträglich die Berufsvorstellung im Zeitpunkt vor einer Ausbildung zu erheben. Es zeigt sich, dass die erwartete Bedeutung der Pflege (1976–84: 23%, 1990–93: 8%) abnimmt, was der Veränderung des Berufsfeldes entspricht. Die Umstellung zeigt sich auch darin, dass die Absolventinnen 1984–89 dagegen den Bereich «lehren-unterrichten-fördern» sehr stark gewichten gegenüber den Jahrgangsgruppen vor- und nachher. Erstaunlich stark wird in der Gruppe 1976–84 «beraten-anleiten» gewichtet. Zeigt sich darin das Bewusstsein, dass damals die Heilpädagogik überhaupt einsetzte? Die an sich richtigen Beurteilungen der Handlungsschwerpunkte weisen darauf hin, dass zwischen der Vorstellung vor der Ausbildung und der Berufsrealität kein grosser Gegensatz erlebt wurde.

Berufsaufgabe/-feld

Bei dieser Frage hatten die Sozialpädagoginnen die einzelnen Bereiche im Berufsfeld zu gewichten, wie sie sie vor der Ausbildung erwarteten und wie sie sie in der Berufsrealität erlebten. In der Berufsrealität wurden von allen Jahrgangsgruppen «administrative Aufgaben» als wichtiger erlebt, als man erwartet hatte. Deutlich zeigt sich auch, dass die Kontakte inner- und ausserhalb des Heims in der Beurteilung durch die Sozialpädagoginnen am meisten an Bedeutung zugenommen haben.

Beziehungen im Berufsfeld

Die grosse Bedeutung, die die Beziehung zum Behinderten einnimmt, zeigt sich darin, dass sie als die wichtigste betrachtet wird. Die früher ausgebildeten Jahrgangsgruppen stellen fest, dass zunächst die heiminternen Kontakte (Mit-

arbeiter Heimleitung, Ärzte/ Therapeuten) wichtiger geworden sind, als sie vorher geglaubt hatten. Die später ausgebildeten Sozialpädagoginnen finden, dass die Aussenkontakte (Eltern, Behörden) nun auch wichtiger genommen werden müssen, was in der ersten Jahrgangsgruppe noch nicht so stark festgestellt wird. Das zeigt deutlich den Wandel der Aufgaben im Berufsfeld, in dem die Heimzieherinnen/Gruppenleiterinnen immer mehr in einem Netz von Beziehungen arbeiten.

Berufliche Belastung

Etwa die Hälfte der Sozialpädagoginnen gibt an, dass sie die Belastung richtig eingeschätzt habe. Etwa zwei Fünftel (38 %) sagen jedoch aus, dass sie sich die Belastung geringer vorgestellt hätten.

In den Antworten über die Vergrösserung oder Verringerung der Berufsbelastung zeigt sich die Veränderung des Berufsfeldes und damit der Ansprüche und Anforderungen sehr deutlich, besonders in den Antworten der Gruppenleiterinnen, die ja davon vor allem und zuerst betroffen sind. Die erste Jahrgangsgruppe findet, die Belastung habe sich verringert. Sie vergleichen damit die Anfangssituation ohne ausgebildetes Personal und Hilfsmittel mit den Fortschritten in diesem Bereich. Zudem verfügen sie über eine gewisse Routine und Erfahrung, was den Arbeitsalltag erleichtert. Dass die in der zweiten Jahrgangsgruppe ausgebildeten Sozialpädagoginnen die Belastung als gestiegen beurteilen, hängt damit zusammen, dass sie die Früchte der Aufbauphase geniessen konnten, nun aber mit neuen Herausforderungen konfrontiert sind: die Zunahme von mehrfach und verhaltensauffälligen Behinderten, also einer schwierigeren Klientel.

2.2. Berufsbild: Selbstbild und Einschätzung des Fremdbildes

Auswirkungen der Professionalisierung auf das Eigenbild der Sozialpädagoginnen

Die Professionalisierung ist die andere markante Veränderung im Berufsfeld.[4] Mit ihr hängt die Forderung nach Ausbildung zusammen, d.h. man geht nun davon aus, dass für die Arbeit mit Behinderten wohlwollende Laien ohne Fachwissen nicht mehr genügen, sondern diese nur von Fachleuten nach einer reglementierten und mit einem Berufsdiplom beendeten Ausbildung geleistet werden kann. Die Professionalisierung brachte ferner die Trennung von Arbeit im Heim und Privatleben und eine den Anforderungen entsprechende Entlöhnung für diese Tätigkeit.

In den Antworten zeigt sich, dass die früher ausgebildeten Sozialpädagoginnen gerade diesen Wechsel im Berufsbild persönlich wahrgenommen haben. Sie begrüssen ihn, anderseits gibt es einige, die den Wandel von Arbeit aus «Berufung» zum «Job» gegen Entgelt bedauern. Dass dieser Prozess weiter fortgeschritten ist, zeigt sich darin, dass die später ausgebildeten Sozialpädagoginnen in der Lohnfrage kritischer geworden sind.

Die Kehrseite der Professionalisierung, die ein Monopol der Berufsausübung

auf einem bestimmten Berufsfeld schafft, zeigt sich darin, dass es für die auf die Arbeit mit geistig und mehrfach Behinderten hin ausgebildeten Sozialpädagoginnen nun schwieriger geworden ist, auf andere Berufsfelder umzusteigen, in denen sich dieselbe Entwicklung vollzogen hat. Die Sozialpädagoginnen stellen deshalb fehlende Durchlässigkeiten und Zugänglichkeiten in der Weiterbildung zum Umsteigen fest.

Einschätzung des Fremdbildes: Wertschätzung des Berufs in der Bevölkerung

Zwei Drittel der Sozialpädagoginnen beurteilen ihren Beruf als in der Bevölkerung mit hoher Wertschätzung verbunden. Kritische Einschätzungen nehmen nur leicht zu, machen aber insgesamt einen Drittel aus. Wir haben keine Untersuchung über die Einstellung der Öffentlichkeit zum Beruf der Sozialpädagogin gefunden, die diese Annahme bestätigen oder entkräften könnte.

Die Beurteilungen, ob sich die Wertschätzung verändere oder nicht, weisen daraufhin, dass die Sozialpädagoginnen sich bewusst sind, dass ihr Berufsfeld und Berufsbild und damit die Einschätzung in der Öffentlichkeit einem Wandel unterworfen sind. In welche Richtung dieser Wandel jedoch geht und welche Ursachen ihn auslösen, darüber bestehen verschiedene Meinungen. Die Antworten aus der ersten Jahrgangsgruppe zeigen, dass in dieser Phase die Ablösung der «um Gottes Lohn arbeitenden» Schwestern durch Berufsleute auch die Wertschätzung beeinflusst hat. Je später die Sozialpädagoginnen ausgebildet worden sind, desto eher neigen sie dazu, eine Verschiebung zu einer geringeren Wertschätzung ihres Berufs in der Öffentlichkeit wahrzunehmen oder sich selbst zuzugeben. [6]

Die festzustellende eher positive Einschätzung des eigenen Berufs in der Öffentlichkeit, trägt zu einer guten Berufsidentität und Berufsbindung bei. Sie kann ein längeres Verweilen im Berufsfeld stützen.

Verdienstmöglichkeiten

Vier Fünftel finden, dass ihre Vorstellungen über die Verdienstmöglichkeiten erfüllt worden sind. Dass die später ausgebildeten Sozialpädagoginnen eher finden, ihre Erwartungen in bezug auf Lohn seien nicht erfüllt worden, hat wohl zwei Gründe: einerseits zeigt sich darin die zunehmende Professionalisierung, d.h. man «darf» auch im sozialen Bereich über Gehälter reden, anderseits arbeiten in dieser Jahrgangsgruppe noch mehr Sozialpädagoginnen auf der Stufe Heimerzieherin und sind noch nicht zur besser bezahlten Funktion Gruppenleiterin aufgestiegen.

Von den Männern findet ein Drittel, ihre Lohnvorstellungen seien nicht erfüllt worden, gegenüber nur einem Sechstel bei den Frauen. Daraus allgemeine Schlüsse zu ziehen, ist bei der kleinen Zahl von antwortenden Männern problematisch.

Hohe Zufriedenheit im Beruf

Geht man davon aus, dass eigentlich wenige Sozialpädagoginnen das Berufsfeld, für das sie ausgebildet wurden, verlassen, kann man auf eine hohe Zufriedenheit im Beruf schliessen. Darauf weist auch hin, dass 4/5 mit den Verdienstmöglichkeiten zufrieden sind.

Doch müsste man sich fragen, ob die hohe Berufstreue nicht teilweise darauf zurückzuführen ist, dass für ausgebildete Sozialpädagoginnen wenig Alternativen bestehen. Die vielen Bemerkungen, die bedauern, dass der Zugang zu höheren Ausbildungen und der Wechsel in andere Tätigkeitsbereiche der Sozialarbeit erschwert sind, könnten das bestätigen.

2.3. Beurteilung der Berufsausbildung aus der Kenntnis der Berufswirklichkeit

Die grundsätzliche Ausrichtung der Berufsausbildung wird als handlungsbezogen und persönlichkeitsbildend gewünscht

Bei der grundsätzlichen Frage, ob in Kenntnis der Berufswirklichkeit die Berufsausbildung eher handlungsbezogen, theoriebezogen oder persönlichkeitsbildend gestaltet und ausgerichtet sein sollte, bezeichnen etwa drei Viertel der Antwortenden eine handlungsbezogene und persönlichkeitsbildende Ausrichtung der Ausbildung als wünschbar. Demgegenüber fällt die theoriebezogene Ausrichtung deutlich ab.

Der eingeschlagene Weg mit der neuen Ausbildungskonzeption der Fachschule wird durch diese Ergebnisse als den Bedürfnissen des Berufsfeldes angemessen bestätigt: Je ein Drittel der Lektionen/Fächer sind auf die Wissenskompetenz, auf die Handlungskompetenz und auf die Persönlichkeitsbildung hin ausgerichtet. Dabei wurde der Anteil der persönlichkeitsbildenden Inhalte/Fächer gegenüber früher am meisten vergrössert.

Anregungen zur Ausbildung auf die Aufgaben der Praxis hin

Die diesbezüglichen Wünsche nach mehr Ausbildung in den Bereichen: Führung/Koordination, Kontakte nach aussen, andere Kategorien von Behinderten/Klienten, vielfältigere Berufs- und Handlungsfelder (Werkstatt, Wohnheim...) tragen dem sich verändernden Berufsfeld und der zunehmenden Komplexität des Aufgabenkatalogs Rechnung.

Anregungen und Wünsche in den Bereichen Methodik/Didaktik und Schulorganisation

Der Wunsch nach Supervision nimmt zu: darin spiegelt sich die Forderung nach mehr persönlichkeitsbildenden Fächern/Themen. Im Rückblick fordern die Sozialpädagoginnen mehr fächerübergreifenden Unterricht (Projektwochen, Fallbesprechungen) und mehr Verknüpfungen zwischen den einzelnen Fächern. Entsprechend dem vielfältiger gewordenen Berufsfeld wird das Kennenlernen von andern Institutionen und Handlungsfeldern gewünscht.

Beurteilung des Stellenwertes der Fächer und der Themenbereiche vor dem Hintergrund der Berufserfahrung.

Die Hinweise und Bemerkungen wurden dem jetzt aktuellen Fächerkatalog und seinen Stoffkreisen zugeordnet. Auch hier zeigt sich die Veränderung des Berufsfeldes in den Vorschlägen für eine andere Gewichtigung der Fächer und für neue Themen.

Anregungen, Beurteilungen zur Praxisbegleitung

An einer berufsbegleitenden Fachschule kommt der Praxisbegleitung eine grosse Bedeutung zu. Gewünscht wird ein Ausbau und eine Verbesserung der Praxisbegleitung. Dafür sollen gute Voraussetzung geschaffen werden zur Verknüpfung von Schule und Praxisbegleitung: guter Kontakt zwischen Fachschule und Heim/Arbeitsort, Kontrolle und Anerkennung der Praxisheime. Die Praxisanleiterinnen sollen für ihre Tätigkeit ausgebildet sein und kompetent selber begleitet werden (Supervision). Allgemein wird von den Praxisanleiterinnen mehr Begleitung/Beratung als Kontrolle gewünscht.

Beurteilung der berufsbegleitenden Ausbildungsform

Etwas mehr als die Hälfte (54%) der Sozialpädagoginnen meint, dass sie die Belastungsmomente aus der Doppelbelastung Beruf und Schule richtig eingeschätzt hätten. Man könnte annehmen, dass diese Einschätzung sich bei den späteren Jahrgängen zu einer realistischen Sicht hin verschieben würde, weil diese – im Gegensatz zur ersten Gruppe – die diesbezügliche Erfahrung der früheren Schulabsolventinnen einholen konnten. Doch hat das nicht zu einer grossen Veränderung geführt. Muss die Schule auf diesen Punkt künftig bei der Information der Interessentinnen stärkeres Gewicht legen?

Transfer zwischen Schule und Berufspraxis

Zwei Drittel der Antwortenden finden, die Chance des Transfers aus der Ausbildung in die Berufspraxis sei wahrgenommen worden. Das ist eine erfreuliche hohe Zustimmung, denn gerade das Sicherstellen dieses Transfers ist ein wichtiges Ziel der Schule, die ihrer Struktur nach (berufsbegleitende Ausbildung, Praxisanleitung) darauf ausgerichtet ist. Dass die erste Jahrgangsgruppe diese Frage verneint, hat – wie die Bemerkungen zeigen – Gründe, die die Schule nur bedingt beeinflussen konnte und weist auf die Anfangssituation der Ausbildung hin: die Schülerinnen waren oft auf ihrer Gruppe die einzig ausgebildeten oder in Ausbildung begriffenen Heimerzieherinnen. Die Koppelung von Schule und St. Josefsheim zeigt sich darin, dass im St. Josefsheim der Transfer gut gelang, während in andern Heimen die Praxisanleitung erst aufgebaut werden musste.

Die dem Erfolg des Transfers gegenüber kritischen Feststellungen und Bemerkungen in der jüngsten Jahrgangsgruppe weisen darauf hin, dass sich das Berufsfeld erweitert hat: die Schülerinnen arbeiten mit einem grösseren Fächer an Behinderungsarten und Alterskategorien, was den Transfer erschwert. Diese Entwicklung muss von der Schule in der künftigen Gestaltung der Ausbildung und der Praxisanleitung beachtet werden.

2.4. Berufsverhalten: Berufstreue, Spezialisierung, Stellenwechsel

Grosse Berufstreue, langes Verweilen im Berufsfeld

Zu diesem Thema gibt es bisher keine Untersuchung über eine so lange Zeitdauer nach dem Abschluss der Ausbildung, wie wir sie hier versucht haben. Die

Befragung zu diesem Thema ergab folgende Prozentzahlen der nach dem Abschluss der Ausbildung möglichen zu den tatsächlich geleisteten Arbeitsjahren im Durchschnitt: Diplomjahrgänge 1978–1982: 61 %; 1984–1989: 88 %; 1990–1993: 87 %. Davon dürfte allerdings ein beträchtlicher Teil auf Teilzeitarbeit entfallen. Bei der Abschätzung der Verweildauer im Beruf muss darauf hingewiesen werden, dass die drei Ausbildungsjahre in einer berufsbegleitenden Ausbildung eigentlich auch bereits als Arbeit im sozialen Beruf angesehen werden müssten.

Vergleich mit den Untersuchungen von Lanz/Schoch

Zum Berufsverhalten von Heimerziehern sind die Arbeiten von Lanz und Schoch (1986; 1986) bekannt geworden. Sie wurden über einen viel kürzeren Zeitraum bei Heimerziehern von verhaltensauffälligen Jugendlichen realisiert, wobei der Frauenanteil gegenüber den von uns untersuchten Sozialpädagoginnen, die mit geistig Behinderten arbeiten, wesentlich kleiner war.

Im Gegensatz zu diesen Untersuchungen stellen wir fest, dass die auf die Arbeit mit geistig und mehrfach Behinderten hin ausgebildeten Sozialpädagoginnen ihrem Berufsfeld sehr lange erhalten bleiben.

Sozialpädagogin: kein Durchgangs-, sondern ein Lebensberuf

Nach dem Erscheinen der Arbeit von Schoch wurde diese Problemstellung viel diskutiert (Hafenegger et al. 1987, Herzog 1986b, Stalder 1986). Unsere Ergebnisse zeigen, dass der Wechsel in andere Berufsfelder ausserhalb ihres Ausbildungsziels für Sozialpädagoginnen die Ausnahme ist: der weitaus grösste Anteil bleibt im Berufsfeld, arbeitet allerdings fast zur Hälfte in Teilzeitarbeit. Dabei muss berücksichtig werden, dass in der Sozialpädagogik zum grösseren Teil Frauen ausgebildet werden. Die Teilzeitarbeit ermöglicht ihnen nach einer Pause den Einstieg in eine Berufstätigkeit, die Familienverpflichtungen und Arbeit in einem Heim gut miteinander vereinbaren lässt. Die Sozialpädagoginnen sind darin eher mit Krankenschwestern zu vergleichen.

Vergleich mit der Erhebung der Krankenschwesternschule Theodosianum in Zürich-Schlieren

Einen Vergleich erlaubt die Erhebung der Berufstätigkeit der Absolventinnen der Schwesternschule Theodosianum aus Anlass des 40jährigen Bestehens dieser Schule. Die Theodosianum-Statistik erreichte dank der Einrichtung von Klassendelegierten, die für das Einsammeln der Fragebogen ihrer Klasse besorgt waren, eine ausgezeichnete Rücklaufquote von 86 %! (Thomann 1992, S. 12). Die Ergebnisse zeigen, dass die Berufstreue der Sozialpädagoginnen mit jener von Krankenschwestern vergleichbar ist. Noch im Beruf tätig von allen 1330 angeschriebenen Absolventinnen waren am Stichtag 78,3 %. Zu 100 % arbeiteten noch 23,3 % aller Absolventinnen, der grössere Teil jedoch in Teilzeitstellen, nämlich zu 80–90 % teilzeitlich 12,6 %, zu 60–70 %: 5,3 % aller Absolventinnen, zu 40–50 %: 7,4 % aller Absolventinnen, zu 20–30 %: 9,8 % aller Absolventinnen, unter 20 %: 19,9 % aller Absolventinnen.

Aufstieg innerhalb der Heimhierarchie

Der Aufstieg im Heim ist erwartungsgemäss am grössten bei den Absolventinnen der Jahrgangsgruppe 1976–1984 (insgesamt 73 % auf Kaderstufe). Diese vererfügen nicht nur über die meiste Berufserfahrung, sondern haben auch den Vorteil gehabt, dass es nach dem Abschluss ihrer Ausbildung im Berufsfeld noch sehr wenig ausgebildete Sozialpädagoginnen gab, so dass sie für die Besetzung von Gruppenleiterstellen kaum Mitbewerberinnen antrafen. In der damaligen Zeit kam es häufig vor, dass Schülerinnen schon während der Ausbildungszeit in ihrem Heim als Gruppenleiterinnen eingesetzt wurden.

Unerwartet ist hingegen das Ergebnis, dass die Jahrgangsgruppe 1990–1993 mit insgesamt 50 % ins Kader Aufgestiegenen einen höheren Anteil zeigt als die Gruppe 1984–89 mit 42 %. Hängt das damit zusammen, dass nach dem Besetzungsschub der Kaderstellen durch die am Anfang ausgebildeten Absolventinnen solche Positionen für die 1984–1989 auf dem Berufsfeld erscheinenden Sozialpädagoginnen nun weniger zugänglich waren? Oder ergibt sich jetzt die gleiche Erscheinung wie in den Anfangsjahren, nämlich dass in den neuen Heimtypen für erwachsene Behinderte, die nun auch begonnen haben, ihr Personal auszubilden, die Kaderpositionen zugänglicher waren, weil die 1990–1993 Ausgebildeten im Erwachsenenbereich noch wenig ausgebildete Mitbewerberinnen vorfinden?

Der einzige Aufstieg ins Amt des Heimleiters ist einem Mann aus der letzten Jahrgangsgruppe gelungen. Könnte das darauf hinweisen, dass als Folge der Rezession nun auch andere, aufstiegsorientiertere Arbeitnehmerkreise sich für eine Arbeit im sozialpädagogischen Berufsfeld entscheiden? Der gegenüber früher stark ansteigende Anteil an Männern in den jetzt laufenden Ausbildungskursen könnte eine solche Annahme bestätigen.

Wenig Spezialisierung im Berufsfeld

Die Spezialisierung im Berufsfeld ist niedrig: von allen Antwortenden arbeiten noch 80 % auf Wohngruppen (oder haben zuletzt gearbeitet). Erstaunlich viele Absolventinnen auch aus den ersten Kursen sind weiterhin auf der Stufe von Heimerzieherinnen eingesetzt. Liegt das daran, dass für Sozialpädagoginnen wenig Alternativen bestehen? Oder ist das eine Folge von kleinen Stellenanteilen bei Teilzeitarbeit? Die Spezialisierung im Sinne eines Wechsels aus der Arbeit mit Wohngruppen in teilstationäre und ambulante Bereiche des Berufsfeldes zeigt sich erwartungsgemäss eher bei den Absolventinnen der Anfangsjahre.

Mit welcher Klientel arbeiten die Sozialpädagoginnen?

95 % der Antwortenden arbeiten (oder arbeiteten zuletzt) in Tätigkeiten, die dem Ausbildungsziel der Schule entsprechen. Der Erwachsenenbereich hat gegenüber den Anfangsjahren der Fachschule an Bedeutung zugenommen: 40 % der Sozialpädagoginnen arbeiten noch oder arbeiteten zuletzt mit geistig behinderten Erwachsenen. Dieser Anteil wird wohl künftig noch ansteigen, denn eigentlich müsste er grösser sein, wenn man die Zahl der Heimplätze für

Behinderte nach Alterskategorien (Kinder/Jugendliche und Erwachsene) vergleicht. Häufig wird in Heimen für erwachsene Behinderte noch unausgebildetes Personal eingesetzt.

Bei den Angaben, mit welchen Kategorien von Klienten die Sozialpädagoginnen arbeiten oder zuletzt gearbeitet haben, zeigt sich, dass der weitaus grösste Teil der ausgebildeten Sozialpädagoginnen im weiteren Ausbildungsziel der Schule verblieben ist: 93 % arbeiten mit Behinderten, nur 7 % arbeiten nicht mehr mit Behinderten.

Der Einsatz in Heimen bleibt üblich

Aufgrund der Angaben zur jetzigen oder letzten Tätigkeit über die Arbeit in einem Heim oder in andern Formen der Betreuung geht hervor, dass der grösste Teil der Antwortenden in Wohnheimen arbeitet. Nimmt man die teilstationären Einsätze dazu, die auch zum Heim gehören, kommt man auf 88 %.

Teilzeitarbeit ist beliebt

Von den noch im Berufsfeld arbeitenden Sozialpädagoginnen sind 45 % in Teilzeitstellen tätig. Die Teilzeitarbeit bietet somit für Sozialpädagoginnen eine Möglichkeit, neben Familie und Haushalt ihre Ausbildung und Berufserfahrung nutzbringend weiter einsetzen zu können. Damit bekommt die Einrichtung von Teilzeitstellen eine grosse Bedeutung und ist offenbar der Grund dafür, dass in diesem ausgesprochenen Frauenberuf ein so hoher Prozentsatz noch längere Zeit nach der Ausbildung im Berufsfeld verbleiben kann.

In unserer Umfrage haben wir die Arbeitsformen im Lauf der Berufskarrieren nicht erfasst. Die Ergebnisse der Erhebung der Krankenpflegeschule Theodosianum zeigen jedoch deutlich, dass gerade in sozialen Frauenberufen Phasen von Voll- und Teilzeitarbeit mit unterschiedlichen Stellenanteilen durchaus üblich sind, denn hier finden sich folgende ausgewählte Angaben zur Berufstätigkeit ihrer Absolventinnen: Zu 100 % arbeiteten 94 % der Befragten, zu 50 % arbeiteten 16,9 % der Befragten, in 20 % Teilstellen arbeiteten 12,1 % der Befragten (Thomann 1992, S. 17).

Die Anzahl Stellenwechsel wird akzentuiert wahrgenommen

Ein häufiger Stellenwechsel wird – vom Berufsideal her betrachtet – oft als unerwünscht beurteilt, weil damit der Aufbau von tragfähigen und auf Dauer angelegten Beziehungen immer wieder unterbrochen wird. Demgegenüber bringen neue Leute auch neue Ideen und andere Erfahrungen in ein Heim und verhindern damit eine Verkrustung. Von der Berufskarriere der Sozialpädagoginnen her gesehen ist eine Veränderung in eine andere Umgebung – etwa der Wechsel vom Gross- zum Kleinheim – zur Verbreiterung der Berufserfahrung wünschbar, weil damit der Erfahrungshorizont erweitert wird.

Das Ausmass der Stellenwechsel wird oft als höher wahrgenommen als es wirklich ist. So zählen wir z.B. bei den 1986 ausgebildeten Sozialpädagoginnen, die seither ununterbrochen arbeiten, aussergewöhnlich wenige Stellenwechsel, nämlich in einem Fall keinen, bei allen andern nur einen einzigen. Als anderes

Beispiel kommen die fünf Antwortenden aus dem ersten Diplomjahrgang der Fachschule, die zwischen 7 und 11 Jahren arbeiteten, in einem Fall auf keinen, zweimal auf 2, je einmal auf 3 und 4 Stellenwechsel.

Bei der Anzahl Stellenwechsel ist hervorzuheben, dass die Jahrgänge 1990–1993 vielfach noch gar keinen Stellenwechsel von der während der Berufsausbildung innegehabten Stelle vorgenommen haben. Vergleicht man damit die durchschnittliche Verweildauer an einer Stelle, so zeigt sich, dass im Stellenmarkt eine nicht übliche Stagnation eingetreten ist. Dies hängt mit der aktuellen wirtschaftlichen Situation und der Angst vor Arbeitslosigkeit zusammen, in der man sich nicht zu wechseln getraut. Es ist zu erwarten, dass sich nach einer Erholung der Wirtschaftslage das «Stellenwechselkarussel» eine Zeitlang rascher drehen wird, bis die sonst üblichen Stellenwechsel nachgeholt sind.

Durchschnittliche Verweildauer an einer Stelle: ein Wechsel alle drei Jahre ist üblich

Eine nur kurze Verweildauer an einer Stelle ist problematisch, weil die Schaffung und Erhaltung von längerdauernden Beziehungen zwischen Klienten und Personal an sich sehr wünschbar ist (Asal 1972). Im Vergleich mit diesem Berufsideal werden Stellenwechsel oft in einem wertenden Sinn fast wie «Flucht» beurteilt. Diese Frage, die eine Diskrepanz zwischen Berufsideal und Berufsrealität zeigt (Fempel-Anner 1978), ist denn auch am meisten untersucht worden. Die bisherigen Untersuchungen wurden jedoch vor allem bei Heimerziehern gemacht, die mit verhaltensauffälligen Kindern und Jugendlichen arbeiten. In diesem Berufsfeld spielt die Beziehung zwischen Klient und Personal insofern eine wichtigere Rolle, als sie über das Herbeiführen von Wohlbefinden im Zusammenleben hinaus das eigentliche Instrument der therapeutischen Bemühungen ist. Deshalb lassen sich die Ergebnisse dieser Untersuchungen nicht einfach mit unserer vergleichen.

In der ersten grösseren Untersuchung von 1985 zu diesem Problemkreis hat das Ergebnis von Lanz/Schoch (1985; 1986), wonach die durchschnittliche Verweildauer an einer Stelle bei Heimerziehern 1,5 Jahre betrage, viel Aufsehen erregt. In einer weiteren Befragung sechs Jahre nach dem Abschluss der Ausbildung kommt Schoch (1989, S. 99ff.) zu einer Verweildauer an einer Stelle von etwa drei Jahren. Dies wird von unserer Nachbefragung auch für einen viel längeren Zeitraum nach der Diplomierung weitgehend bestätigt.

In der Erhebung der Schwesternschule Theodosianum über die Berufstätigkeit ihrer Absolventinnen in den letzten vierzig Jahren ergibt sich dafür eine interessante Bestätigung: betrachtet man die durchschnittlichen Einsatzjahre pro Person in den verschiedenen Pflegebereichen seit der Diplomierung (Thomann 1992, S. 18), so zeigt sich, dass auch hier das Verweilen in einem Bereich an die 3 Jahre beträgt.

Berufliche Weiterbildung

Drei Fünftel der Befragten unserer Studie finden, dass genug Weiterbildungsangebote bestehen, während ein Drittel der Antwortenden eine Weiterbildung besucht hat. Es erstaunt, dass diese nicht noch mehr in Anspruch genommen

werden. Möglicherweise erklärt das, warum soviele Sozialpädagoginnen aus der Anfangszeit der Schule noch auf der Stufe Heimerzieherinnen eingesetzt sind. Eine niedrige Weiterbildungsquote könnte dahingehend interpretiert werden, dass die Absolventinnen im Berufsleben zufrieden sind, und daher nicht an einen Wechsel denken.

Für eine Beurteilung, ob ein Drittel eine hohe Weiterbildungsquote ist, fehlen uns Vergleichszahlen aus anderen Bereichen der Sozialarbeit.

Nutzen der Umfrage für die weitere Planung und Gestaltung der Ausbildung

Die Ergebnisse der Umfrage dienen der Schulleitung für die weitere Planung. Gerade die hier nur kurz zusammengefassten Hinweise zu den Gewichtungen im Stoffplan und zur Aufnahme neuer Themen, sowie die Forderung nach mehr fächerübergreifenden und projektartigen Unterrichtsformen sind Leitlinien für die Schulplanung geworden. Es kann jeder Ausbildungsinstitution nur empfohlen werden, durch eine solche Umfrage nützliche und hilfreiche Hinweise zur Ausbildung aus der Kenntnis der Wirklichkeiten und der Entwicklungen im Berufsfeld bei ihren früheren Absolventinnen und Absolventen einzuholen.

Anmerkungen

[1] Entsprechend der Tatsache, dass die Frauen in der Mehrheit sind, wird für allgemeine Bezeichnungen die weibliche Form verwendet. Die Männer sind selbstverständlich damit eingeschlossen.

[2] Die detaillierte Auswertung der Umfrage – sie umfasst gegen 100 Seiten – kann gegen einen Unkostenbeitrag bestellt werden bei Frau V. Haller, Fachschule für sozialpädagogische Berufe, St. Josefsheim, 5620 Bremgarten, (057 31 11 71).

[3] Zur Professionalisierung der sozialen Berufe allgemein: Herzog 1986a.

[4] Zu den Veränderungen, die die Unterstützung durch die Invalidenversicherung auslöste, allgemein: Nüscheler 1990.

[5] Zur Professionalisierung der sozialen Berufe allgemein: Tuggener 1982.

[6] Schoch (1989, S. 165) stellt in seiner Untersuchung diese Frage im Fragebogen auch, gibt aber darüber keine Ergebnisse bekannt.

Literatur

Asal W. (1972). *Die Mobilität des Erzieherpersonals und ihre Auswirkungen auf die Heimkinder.* VSA-Fachblatt 8, 342–344.

Fempel-Anner M.(1978). *Zur Problematik des Heim- und Berufswechsels bei Erziehern.* Sozialarbeit 10/9, 9–12.

Hafenegger B. et. al.(1987). *Sozialarbeit als Beruf. Empirische Untersuchung der Arbeitnehmerbiographien in den ersten Berufsjahren.* Neue Praxis 17/5, 467–471.

Herzog F. (1986a). *Heimerzieher- Erzieher- Sozialpädagoge: Ein pädagogischer Beruf im Wandel.* Fachblatt SKAV 48/5, 327–331.
Herzog F.(1986b), *Wie berufstreu sind Heimerzieher?* Fachblatt SKAV 48/5, 333–336.
Lanz A./Schoch J.(1985). *Heimerzieher im Beruf. Eine Untersuchung zur beruflichen Laufbahn von diplomierten Heimerzieherinnen und Heimerziehern in den ersten Jahren nach der Diplomierung*, Zürich 2. Auflage.
Lanz A./Schoch J.(1986). *Heimerzieher im Beruf – ein Jahr danach.* Schweizer Heimwesen, Fachblatt VSA 57/10, 567–573.
Lüthy A. (1990). *Einflüsse der Invalidenversicherung auf die heilpädagogischen Arbeitsfelder.* In: Raemy D., Eberhard M., Schweizer E. (Hrsg.). Heilpädagogik im Wandel der Zeit (S. 55ff), Luzern.
Nüscheler F. (1990). *Werkstätten für Behinderte: Entwicklung – Terminologie – Tendenzen.* In: Raemy D., Eberhard M., Schweizer E. (Hrsg.). Heilpädagogik im Wandel der Zeit (S. 95ff), Luzern.
Schoch J. (1989). *Heimerziehung als Durchgangsberuf? Eine theoretische und empirische Studie zur Personalfluktuation in der Heimerziehung.* Weinheim/München: Juventa.
Stalder H. (1986). *Der Beruf des Heimerziehers – Durchgangs- oder Lebensberuf?* Schweizer Heimwesen, Fachblatt VSA 57/1, 22–29.
Studer F. (1986). *Motive zum Studium der Behindertenpädagogik*, ein Bericht über die unveröffentlichte Dissertation (Freiburg/Schweiz 1985). Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete VHN 55/2, 171–183.
Tuggener H.(1982). *Professionalisierung – Bedeutung und Probleme.* Schweizer Heimwesen, Fachblatt VSA 53//10, 408–420.
Thomann Erika (1992). *Auswertung der Statistik 1991.* In: 40 Jahre Schwesternschule Theodosianum Zürich-Schlieren. Theodosianum Zeitschrift 139, 12–27.

La pédagogie sociale dans le domaine de l'éducation des handicapés mentaux

Evaluation des transformations dans le champ de la profession, de son image et de ses pratiques

Résumé

L'école spécialisée pour les professions sociopédagogiques «St. Josefsheim» à Bremgarten forme depuis vingt ans des éducatrices d'internat pour personnes handicapées mentales. Cette école a réalisé une enquête auprès des éducatrices fraîchement diplômées au sujet de thèmes tels que la satisfaction que leur apporte la profession, leur comportement professionnel et leur évaluation de la formation suivie, ceci en tenant compte de l'évolution du champ professionnel.
Les résultats de cette enquête indiquent une bonne identification des éducatrices avec leur profession et une estimation positive de l'image de la profession à l'extérieur.
Pour ce qui concerne le comportement professionnel global (fidélité à une place de travail ou changement régulier, activité à temps complet ou partiel...), ces éducatrices sont plus proches des infirmières que des éducatrices qui s'occupent

d'enfants et d'adolescents présentant des troubles du comportement. Ce fait a aussi été constaté par Lanz et Schoch (1985; 1985) dans leurs recherches.
Les sociopédagogues qui travaillent avec des enfants handicapés mentaux (en majorité des femmes) sont très fidèles à leur poste et travaillent pendant de longues années, ou alors reprennent à temps partiel après une période d'arrêt. La durée de travail moyenne à la même place, estimée à trois ans, correspond aux résultats obtenus par Schoch (1989). Une enquête réalisée à l'Ecole d'infirmières Theodosianum de Zurich-Schlieren confirme que ces résultats sont valables pour toutes les professions sociales.
Dans l'évaluation de leur formation, les éducatrices regrettent qu'on n'ait pas accordé plus d'importance à des thèmes tels que la préparation aux tâches de direction ou la collaboration avec d'autres éducateurs/éducatrices, avec d'autres intervenants spécialisés à l'intérieur et à l'extérieur de l'institution, et avec les parents. Ici on constate une claire évolution des tâches liées à la profession, et aussi une modification de l'image de celle-ci. En outre, on observe une nette augmentation dans les homes spécialisés d'une clientèle difficile (troubles du comportement et polyhandicaps) ainsi qu'une extension du champ professionnel aux personnes handicapées adultes. Ces considérations issues du milieu professionnel permettront aux écoles spécialisées de mieux planifier leur formation en fonction des besoins spécifiques des éducateurs/éducatrices.

Social pedagogues and the education of mentally retarded:

Discussing the change in the professional field, the profession's image and professional behaviour

Summary

For the last twenty years the St. Josefsheim in Bremgarten, a Higher School in Sociopedagogy, has been training educators for institutions of mentally handicapped people. The school has recently asked their former students on their professional satisfaction, their acting as a professional and their judgement of the training from the point of view of a changing professional field.
The article shows the results of this study which allows a reform of the training.